

ZEIT MAGAZIN

30. April 2014
Nr. 19

Träumt Barry Manilow
von Mandy? S. 34



Der Feind hat viele Gesichter



Auf was zielen Soldaten, wenn sie das Töten üben?
Eine weltweite Fotodokumentation von Herlinde Koelbl

Feuer frei

Wie lernen Soldaten das Schießen? Die Fotografin Herlinde Koelbl hat Übungsziele in 30 Ländern fotografiert

Militärische Übungsanlage in den Vereinigten Arabischen Emiraten





*Bett in einer Häuserkampfanlage der Bundeswehr in
Deutschland (oben)*



*Eine Puppe in einer Trainingsanlage der Briten in
Deutschland (rechte Seite oben)*



*Soldaten in der Ukraine üben mit Statisten die Festnahme
von Geiselnern (rechte Seite unten)*



Straßenkampfszene in den USA (links)
Handbemalte Schießziele in Deutschland (rechts)



*Eine Panzeratrasse auf Schienen –
fotografiert in Russland*



Schießziele in Deutschland (links oben)
Simulationsanlage in Südkorea (links unten)
Häuserkampfanlage in den USA (rechts)





*Ein Vorgesetzter erklärt Soldaten in Mali,
wo sie treffen sollen (links)*

Eine Zielfigur in Mali (oben)



*Zielscheibe in Frankreich:
»Das ist deine Mutter«*

»Wer ist hier der Feind?«

Herlinde Koelbl recherchierte auf der ganzen Welt. Ihre schwierigste Reise führte sie in den Nordirak

Von Christine Meffert

Frau Koelbl, einer der Soldaten, mit denen Sie während Ihrer Arbeit an dem Projekt »Targets« gesprochen haben, sagte: Es klingt grausam, aber das Töten muss automatisiert werden, um zu funktionieren.

Die Soldaten werden bei den Schießübungen so trainiert, dass sie im Einsatz nicht mehr überlegen müssen, sondern sich auf ihren Drill verlassen und automatisch reagieren. Ein Soldat meinte: Wenn man erst nachdenkt, er oder ich, ist man bereits tot.

Sie haben Schießziele in der ganzen Welt fotografiert. Was hat Sie daran interessiert?

Ich habe vor 30 Jahren mein erstes Ziel fotografiert, als ich an einer Geschichte über die Bundeswehr arbeitete. Einmal im Morgengrauen musste die Truppe einen Acker hinter den feindlichen Linien überqueren. Auf dem Acker tauchte im Gegenlicht eine Figur auf, völlig zerschossen, und das erste Licht des Tages strahlte durch die Einschusslöcher. Das hat mich fasziniert, und ich habe es fotografiert, obwohl es mit der Geschichte nichts zu tun hatte, das Foto ist auch nie erschienen. Es ist für mich ein Symbol für Gewalt und Tod. Das Bild hat mich nicht losgelassen, ich habe es immer wieder angeschaut. Und so habe ich vor sechs Jahren das Thema wieder aufgenommen.

Was wollten Sie herausfinden?

Ich wollte wissen: An welchen Zielen lernen Soldaten heute ihr Handwerk? Wie sehen die Ziele, wie sieht der Feind aus? Und ich wollte es international anlegen, damit wirklich ein Überblick entsteht.

Der Feind scheint viele Gesichter zu haben, wenn man sich Ihre Fotos anschaut.

Natürlich kommt es immer darauf an, auf welcher Seite man steht. Jeder glaubt, immer auf der richtigen zu sein. In den USA sieht der Feind anders aus als in Kurdistan oder Afghanistan.

Und in der Mongolei anders als in der Schweiz. Sie haben in den sechs Jahren die ganze Welt bereist, waren auf Militärstützpunkten in 30 Ländern.

Ich wollte im Norden, Süden, Osten und Westen die wichtigsten Nationen dabei haben, aber auch Außenseiter oder arme Länder. Tatsächlich sind jetzt alle Regionen vertreten, außer Australien, da es dort historisch bedingt dieselben Schießziele gibt wie bei den Briten.

Wie haben Sie es geschafft, überall fotografieren zu dürfen? Gerade von Ländern wie China, Russland

oder den Vereinigten Emiraten erwartet man nicht gerade Offenheit in solchen Dingen.

Es war schwieriger, als ich gedacht hatte. Das Militär ist immer misstrauisch. Die haben sich gewundert: Die will nicht unsere Waffen fotografieren, keine Aktion, sondern Schießziele? Was steckt dahinter? Es bedurfte großer Geduld, bis ich die Zusage mancher Länder bekam, bei den Emiraten dauerte es vier Jahre, in Russland zwei.

Wie sind Sie vorgegangen?

Ich hatte schon relativ bald mit dem deutschen Verteidigungsministerium Kontakt aufgenommen, das mein Vorhaben interessant fand und dann die deutschen Militärattachés in den Ländern informiert hat, und ich habe den Attaché des jeweiligen Landes, der in Deutschland akkreditiert war, angeschrieben. So wurde mein Gesuch von zwei Seiten vorgebracht.

Gab es auch einfachere Fälle?

Grundsätzlich ist das Militär eine geschlossene Gesellschaft, aber in manchen Ländern wie den USA, der Schweiz oder Deutschland ist man etwas offener. Schwierig war es allerdings, auf die Übungsplätze der Special Forces in den verschiedenen Ländern zu kommen, und auch beim KSK (Kommando Spezialkräfte, *Anm. d. Red.*) war es nicht einfach.

Das Militär ist immer noch vorwiegend eine Männergesellschaft. Hatten Sie da als Frau Probleme?

In den Kampfeinheiten gibt es nach wie vor kaum Frauen. Dass ich eine bin, hat keine Rolle gespielt, aber Sie dürfen nicht zimperlich sein. Sie müssen Ihre Sachen schleppen können. Ich bin ja immer allein gereist und hatte 22 Kilo auf dem Rücken, einen Rucksack mit zwei Kameras, Objektiven, Ladegeräten und einer Videokamera. Sie müssen, ohne mit der Wimper zu zucken, Ihr Ding machen, dann spielt es keine Rolle, dass Sie eine Frau sind. Und ich musste schnell und konzentriert arbeiten, ich war ja immer unter Aufsicht, und meine begleitenden Offiziere stehen natürlich nicht stundenlang herum, während ich fotografiere. Manche hatten auch überlesen, was ich wollte. Das war dann manchmal ein zähes Ringen. Und ein Kommandeur war ganz enttäuscht, dass ich die verschiedenen Panzermodelle nicht auseinanderhalten konnte. Er hat mir zur Fortbildung ein Plakat mitgegeben. Meistens verlief mein Aufenthalt positiv, und es gab sogar angenehme Überraschungen.

Welche?

Im Vorfeld schien der Libanon sehr schwierig. Keine konkreten Zusagen, sondern: Sie soll halt mal kommen. Aber dann traf ich dort einen Colonel, der meine Idee verstand, und alles lief bestens.

Was war Ihre schwierigste Reise?

In den Nordirak, zur PKK.

Wie stellt man eigentlich eine Anfrage bei der PKK?

Ganz offiziell im Kurdischen Zentrum. Ich bin in den Nordirak geflogen und dann nachts noch in die Berge gefahren und wusste nicht, wohin es ging. In einer sehr entlegenen Ecke wurde ich einem Frauencamp der PKK abgeladen, wo ich mit niemandem sprechen konnte, weil keiner Englisch verstand. Da saß ich also und wartete.

Und wie ging es dann weiter?

Am nächsten Nachmittag wurde ich von einem Englisch sprechenden Kämpfer abgeholt und in ein anderes Camp gebracht, wo ich fotografieren konnte.

Wie sah das Ziel aus, auf das die Frauen der PKK schossen?

Es war einfach ein weißes Blatt, auf das sie mit der Hand Kreise gemalt hatten. Diese Zielscheibe hatten sie an einem Stein befestigt und übten damit.

Vom Blatt Papier mit ein paar Kreisen drauf bis hin zu ganzen nachgebauten Dörfern zum Üben für den Kampfeinsatz – die Spannweite, die Ihre Fotos zeigen, ist enorm.

Ja, die Unterschiede sind groß. Es gibt abstrakte Zielscheiben, dann welche in Form eines Menschen, aber ohne Gesicht, es gibt Ziele, die fahren können, Pop-up-Targets, die sich wieder aufrichten, nachdem sie beschossen wurden, und es gibt Hightech-Simulationssysteme, je nachdem, wie reich ein Land und wie hoch sein Verteidigungsetat ist. Und es entstehen immer mehr Orts- und Häuserkampfanlagen, die sogenannten Mouts. Die Kriege sind heute meist asymmetrisch und finden in Dörfern und Städten statt. Deshalb gibt es viele Geisterstädte, die nur dem militärischen Training dienen. In Fort Irving in den USA wurde eine orientalische Stadt von Hollywood-Designern gestaltet. Wenn dort eine Übung stattfindet, wird alles bis ins Detail inszeniert: Beim Metzger hängt das Lämmchen von der Decke, Gemüsehändler legen ihre Waren aus. In Japan gibt es eine große Stadt aus Beton, in der geübt wird. In der Schweiz bin ich erst an der



Anlage vorbeigefahren, weil sie wie ein ganz harmloses Schweizer Dorf aussieht.

Wie muss man sich das Training mit Simulationssystemen vorstellen?

Der Soldat, seine Waffe, die Fahrzeuge, möglichst alles wird elektronisch vernetzt, es sind Sensoren angebracht, die melden, wenn man getroffen wird. Der Soldat schießt direkt auf die Kameraden, die den Feind spielen, und dann sieht man in der Zentrale sofort: Wer wäre im Ernstfall wo wie schwer getroffen, wer wäre verletzt, wer tot, wer könnte noch schießen? Ein Kommandeur erzählte mir, dass er gleich am Anfang eines dreitägigen Simulationstrainings tödlich getroffen wurde. Das hat ihn sehr verstört. Er hat sich immer wieder gefragt: Was habe ich falsch gemacht? Was macht mein Bataillon jetzt ohne mich? Was würde meine Familie ohne Mann und Vater anfangen? Gott sei Dank bin ich wieder zum Leben erweckt worden, sagte er. Als ich diese Simulationssysteme gesehen habe, habe ich mein Konzept noch einmal abgeändert.

Warum?

Mein Konzept war, Schießziele zu fotografieren. Doch wenn mit Simulationssystemen trainiert wird, schießt man nicht auf Pappfiguren, sondern auf Menschen. Das hat mich irritiert, weil es neu für mich war. Aber dann dachte ich, natürlich, in der letzten Konsequenz sind immer die lebenden Soldaten die Ziele. Aus diesem Grund habe ich dann auch in allen Ländern Soldaten porträtiert.

Außerdem haben Sie mit vielen Soldaten Interviews geführt, die von Mai an neben den Fotos und Videos in der großen Ausstellung »Targets« im Deutschen Historischen Museum präsentiert werden.

Es hat mich interessiert, wie denken Soldaten, die im Einsatz sind oder waren. Welche Erfahrungen haben sie gemacht? Ich habe mich mit ihnen über Zweifel, Kameradschaft, Töten und Getötetwerden unterhalten. Einer sagte: »Es ist ein Märchen, dass der Erste auch der Schwerste sei. Für mich war das überhaupt nicht schwer«, ein anderer: »Im Kampf hat man nur ein einziges Gefühl: Euphorie. Das ist der Lohn für die Nähe des Todes.« Aber sie sprachen auch über die Furcht vor dem Einsatz. Diese Gespräche waren nur möglich, weil ich ihnen zugesichert habe, dass sie anonym bleiben. Ein Kommandeur fragte mich ungläubig, ob seine Leute mit mir gesprochen hätten. Denn er meinte: Das ist ein unsauberes

Herlinde Koelbl

gehört zu den renommiertesten deutschen Fotografen. Besondere Bekanntheit erlangte ihre Langzeitstudie »Spuren der Macht«, für die sie von 1991 bis 1998 jährlich Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft fotografierte. An ihrem Projekt »Targets« arbeitete sie sechs Jahre lang und fotografierte dafür auch die Schießziele der Polisario in Algerien-Westsahara (Bild links)

Geschäft, deshalb wollen wir nicht darüber reden. Bei den vielen Diskussionen wurde mir sehr deutlich bewusst, wie entscheidend die geistige, moralische Haltung des Vorgesetzten ist. Die Soldaten kennen sehr genau die unausgesprochenen Grauzonen, die Situationen, in denen ein Anführer wegschauen würde. Einer der Kommandeure, mit denen ich sprach, sagte, Gräueltaten seien immer eine Führungsschwäche. »Alles, was sie ungestraft tun können, werden sie tun. Wenn deine Untergebenen glauben, dass sie ungestraft Leute ermorden können, dann werden einige es tun.«

Manche Soldaten auf Ihren Porträts sehen noch aus wie Kinder. Hatten Sie manchmal Mitleid mit den jungen Männern?

Nein, Mitleid nicht. In wirtschaftlich armen Ländern heuern viele Männer beim Militär an, um ein gesichertes Einkommen zu haben. Und ich hatte den Eindruck, dass viele Soldaten über die letzte Konsequenz, nämlich Töten oder Getötetwerden, nicht nachdenken und auch nicht nachdenken wollen. Einer meinte, wenn er darüber nachdenken würde, würde er nicht mehr funktionieren.

Viele funktionieren nicht mehr, wenn sie in die Heimat zurückkommen.

Das Nach-Hause-Kommen ist oft schwierig. Einer erzählte: »Wenn ich in den Kampf ziehe, friere ich die Situation zu Hause in meinem Gedächtnis ein und hätte gerne, dass es genauso ist, wenn ich zurückkomme.« Aber so ist es nicht. *Life went on*. Die Soldaten kommen mit ihren fürchterlichen Erfahrungen zurück zur Familie, die auch ohne sie funktioniert hat, dann klappt es oft nicht mehr.

Was haben Sie über Feindbilder gelernt während der Arbeit an diesem Projekt?

Das Feindbild hat sich vielerorts geändert in den letzten Jahren. Das war besonders offensichtlich in Amerika, hat sich aber auch in anderen Ländern bestätigt. Ein älterer US-Soldat erzählte mir, er sei noch an der »Iwan-Figur mit einem roten Stern am Helm« ausgebildet worden, der Feind war die Sowjetunion. Heute gibt es stattdessen Zielfiguren, die dunkelhäutig und orientalisch gekleidet sind. Es gibt Kataloge, in denen Plakate der verschiedenen aussehenden Feinde bestellt werden können.

Der Feind kommt heute aus dem Nahen Osten, nicht mehr aus Russland. Aber gerade jetzt erleben wir doch, wie schnell sich das wieder ändern kann.



Herlinde Koelbl mit US-Soldaten in einem Camp in Afghanistan. Unter dem Titel »Targets« ist gerade bei Prestel ihr Buch erschienen, für das sie Schießziele in aller Welt fotografiert hat. Am 9. Mai eröffnet im Deutschen Historischen Museum in Berlin die gleichnamige Ausstellung, in der neben den Fotos auch Videos und Gespräche mit Soldaten präsentiert werden

Ja, es gab in diesem Zusammenhang auch ein Erlebnis, das mich irritierte. In Frankreich fotografierte ich vor einigen Monaten eine neu gebaute Häuserkampfanlage, ein Dorf mit Marktplatz, Geschäften und Straßen. Und plötzlich sehe ich ein Straßenschild: Berliner Straße, ein anderes: Universitätsstraße. Erstaunt fragte ich mich: Wer ist hier der Feind? Wie kann das sein, nach über 60 Jahren Frieden zwischen Deutschland und Frankreich. Aber Frieden ist brüchig.

Wie sieht der Feind in Fernost aus?

In China und Japan sah ich keine Schießziele mit Gesichtern, sie hatten lediglich die Umrisse eines Menschen.

In Deutschland kennen viele Tucholskys Satz: Soldaten sind Mörder. Was sind Soldaten in Ihren Augen?

Ich kann das nicht in einem Satz beantworten, aber vielleicht mit der Schilderung eines Tages, der mich sehr bewegt hat. Es war ein sonniger Herbsttag, und ich war in Norddeutschland auf einem Truppenübungsplatz, auf dem sich eine kanadische Panzereinheit auf ihren Einsatz in Afghanistan vorbereitete. Es war locker, harmlos, eben Training. Stunden später besuchte ich einen kleinen Soldatenfriedhof, der ganz in der Nähe mitten im Wald liegt. Nur die Vögel zwitscherten, sonst war es ganz still, und ich ging an den Gräberreihen entlang. Ganz junge Soldaten lagen da, viele sind nicht mal 20 Jahre alt geworden und in den letzten Monaten vor Kriegsende 1945 gefallen. Und plötzlich brach ein Donnerschlag in die Stille, vom Panzerübungsplatz. Das hat mich zurückgeholt in die Gegenwart, und ich dachte, ja, es wird wieder trainiert, heute für Afghanistan. Am Nachmittag habe ich noch das KZ Bergen-Belsen besucht, das nicht weit entfernt liegt. Wieder ein Ort der Stille, in einem der Häuser wird ein Schwarz-Weiß-Film ohne Ton gezeigt, der in den ersten Tagen nach der Befreiung durch die Briten gedreht wurde. Man sieht die Leichen der KZ-Häftlinge auf einem Lastwagen aufgestapelt, und die Täter schleppen sie zu einem Sammelgrab. An diesem Tag kulminierten die Fragen, die ich mir immer wieder gestellt hatte, über Militär und Krieg: die Gräueltaten, die durch die deutsche Armee angerichtet worden sind, der Tod der jungen Soldaten und die Befreiung, wieder durch eine Armee. Ich habe an diesem Tag so deutlich wie nie gefühlt, was Militär anrichtet, aber auch, dass es Freiheit bringen kann.

Sie meinen, dass es auch einen gerechten Krieg gibt?

Ich wäre da sehr vorsichtig. Ob es einen gerechten Krieg gibt, diese Frage kann ich nicht beantworten. Wenn man so

ein Projekt beginnt, ist die Welt noch schwarz-weiß. Aber wenn man sich länger mit dem Militär und dem Thema Krieg befasst, ist es nicht mehr nur noch schwarz-weiß. Ich habe mit einem englischen Offizier diskutiert, wie es wohl wäre, alle Armeen abzuschaffen. Er fand diese Idee sehr weltfremd, und sie ist es natürlich. Er meinte, wenn man die Armeen abschaffte, müsste man sie in Kürze neu bilden, weil die Gewalt immer wieder explodiert.